

# Die "arme Greth" und ihr Dichter (zu Archiv III, 128; Archiv VII, 66)

Autor(en): **Hs.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-110767>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die „arme Greth“ und ihr Dichter.

(Zu ARCHIV III, 123; VII, 66.)

E. H.-K. bemerkt am Schlusse seiner Notiz auf S. 66 im 7. Bande des „Archivs“ zu dem im 3. Bande S. 123—127 von J. M. fragmentarisch mitgeteilten Gedichte „Die arme Gred“: „Ob I(neichen) ein älteres Volkslied überarbeitet hat oder ob er wirklich der Verfasser der ‚armen Gred‘ ist, konnten wir bis jetzt nicht ermitteln.“

Damit verhält es sich wie folgt: Ein ähnliches älteres Volkslied existiert nicht, weder in der Schweiz noch im Auslande. Ineichen bedurfte dessen auch nicht. Seine Zeit (Mitte des 18. Jahrh. bis 1818) bot ihm Stoff genug zu diesem wie zu seinen andern Gedichten, von denen keines auf einer ältern Vorlage beruht. Zur „armen Greth“ z. B. gaben ihm Veranlassung die im Luzerner Gebiet stets zahlreichen „Mueme“ (sich bei den Leuten und namentlich den Weibsleuten einschmeichelnde Bettelweiber), denen vielfach Wallfahrten in Anliegen jeglicher Art zu dem oder den dafür als wunderthätig bekannten oder vermeinten Heiligen übertragen wurden, wobei sie oft weit und breit jedes „Chäppeli“ (Kapelle) absuchen mussten, bis einer half.

Ineichen kannte diese Zustände genau; er stammte aus dem Volke und verkehrte zeitlebens mit dem Volke, und was er da für seinen Zweck, den er mit seinen Gedichten im Auge hatte und auch erreichte — seine „Mitbrüder“ bei festlichen Gelegenheiten zu erfreuen —, geeignet fand, das würzte er mit dem ihm eigenen Humor und fasste es in Reime. So entstanden seine Gedichte, seine „Lieder“, wie er sie mit Recht nannte; denn er trug sie nie anders, als singend vor, nach eigener Melodie.

Als „Lieder“ drangen sie jedoch nie ins Volk (die meisten schon ihrer Länge wegen nicht; so zählt ja „Die arm Greth“ nicht weniger als 39 achtzeilige Strophen, zu denen noch ein vierzeiliger Chor kommt); wohl aber wurden mehrere von ihnen im Luzernerbiet und darüber hinaus jahrzehntelang, bis in die 1870er Jahre herein, bei passenden Gelegenheiten, beim Abendsitz usw. wenigstens teilweise hergesagt, besonders aber in den Fastnachttagen von armen Kindern, den sogen. „Hees-[Hirs-] oder Hansnare“, um Geldgaben von Haus zu Haus und Hof zu Hof „gsprüchet“ [hergeleiert], allerdings oft arg entstellt und durcheinander gewürfelt. Besonders beliebt waren „Die arm Greth“ und ihr Gegenstück: „Der arm Hans, oder Hochsiggschicht der arme Greth und wie se si als Frau ufgfüert hed“ (27 achtzeilige Str.), aus denen vielfach und jeweilen mit gutem Erfolg „gsprüchet“ wurde.

In welchem Jahre Ineichen „Die arm Greth“ gedichtet hat, ist mir nicht bekannt. Der älteste bekannte Druck (16 S. in 8°, anonym, ohne Angabe von Druckort, Drucker und Jahr, aber sicher Luzern, bei Xaver Meyer; auf gewöhnlichem Druckpapier) ist zweifellos zu Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen und jedenfalls vom Dichter selbst veranlasst worden, wohl nicht sehr lange nach der Abfassung des Gedichtes. Wieder abgedruckt, mit geringen orthographischen Abweichungen, als erstes, auf S. 3—6 in „Drü Lieder vom alte Sepp. Luzern, gedruckt bei A. Petermann.“ o. J. (aber 1842) 14 S. und 1 Bl. in 8°, mit dem Vermerk auf der 16. Seite: „Zu haben bei Fridolin Hegi.“ Hievon gibt es Exemplare, die auf dem Titelblatte

an Stelle der Druckfirma: „Luzern. Zu haben bei Fridolin Hegi“, auf der 16. S. „Gedruckt bei A. Petermann“ tragen, im übrigen aber genau mit den andern übereinstimmen. Ein Neudruck der „Drü Lieder vom alte Sepp“, ebenfalls „gedruckt bei A. Petermann“, in der Orthographie wie in typographischer Hinsicht hie und da etwas vom vorhergehenden Drucke abweichend, erschien „Luzern, 1844. In Kommission bei Rudolf Jenni, Buchhändler und Antiquar“, nach einer auf dem Titelblatte meines Exemplares angebrachten gleichzeitigen handschriftlichen Notiz zu „3 Batzen das Stück“. Indem dieser Neudruck Fehler des vorhergehenden tilgt oder zu tilgen meint, macht er dafür mindestens ebenso viele neue; wohl „Verbesserungen“ von Setzer und Korrektor, wie sie bei Neudrucken heute noch entstehen, wenn der Autor oder Herausgeber es nicht mehr für nötig erachtet oder keine Zeit findet, sich um sein Opus weiter anzunehmen.

Herausgeber der „Drü Lieder“ war der damals als Schulmann und Beamter wie später als Gerichtsschreiber des Bezirksgerichtes Hochdorf vorteilhaft bekannte und um das Schweizerdeutsche Idiotikon verdiente Heinrich Ineichen von Ballwil (1808—87), ein Verwandter des Dichters.

Zum letzten male vollständig erschien „Die armi Greth“ auf S. 1—16 der „Lieder vom alten Sepp, . . . Gesammelt und herausgegeben von Freunden volkstümlicher Dichtung. Lucern. Verlag von Frz. Jos. Schiffmann. 1859.“ (XVI und 152 S. in kl. 8<sup>o</sup>); unmittelbar nachher, S. 17—26, folgt „Der arme Hans“. Veranstalter und Herausgeber dieser (wie der betreffende noch vorhandene kurze Briefwechsel zwischen Ballwil und Luzern zeigt) mit vieler Mühe zusammengebrachter Sammlung der bis dahin zerstreuten und bereits zum grössten Teil vergessenen „Lieder“, denen eine gute Lebensskizze des Dichters vorausgeht, waren der schon oben genannte Gerichtsschreiber Heinrich Ineichen und der Verleger Franz Josef Schiffmann, der später in litterarischen und gelehrten Kreisen weitherum bekannte luzernische Bibliothekar (1831—97). Die Sammlung ist nicht vollständig. Der alte Sepp hat noch viele Gedichte verfasst, die nicht mehr vorhanden sind; einige, die da und dort in Zeitschriften und Zeitungen erschienen waren und lange versteckt blieben, sowie zwei bis jetzt nicht gedruckte, wovon ausnahmsweise eines in Schriftsprache, beide in der Handschrift des Dichters, wie auch sein Porträt (eine Bleistiftzeichnung von unbekannter Hand) haben sich wieder gefunden und werden gelegentlich zusammen mit einem vervollständigten Lebensabrisse an geeignetem Orte Verwendung finden.

Der alte Sepp ist ein vergessener Dichter, ohne dass er's so ganz verdient hätte. Otto Sutermeister hat in seinem „Schwyzerdütsch“ keines seiner Gedichte, nicht einmal „'s Schwizerbürlü“ oder „'s Länderbürlü“ abgedruckt. Heute sind sie nur noch einem kleinen Kreise bekannt; dort weiss man sie aber zu schätzen. Die „Lieder vom alten Sepp“ gehören bereits zu den gesuchten Büchern.

Ineichens „Lieder“ haben keinen hohen dichterischen Wert; auch zum Volksliede oder zum volkstümlichen Liede ist keines geworden; sie sind auch nicht das, was man fein nennt, sondern vielmehr hie und da recht derb, aber sie sind durchweg echt und wahr und dabei von einem Humor durchweht, der den Leser erfreut und erheitert, heute noch so gut wie

ehedem und wohl später noch. Das alles würde sie jedoch nicht zu dem machen, was sie sind: beachtenswert in sprachlicher, kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Hinsicht. Das haben wohl schon die beiden Herausgeber der „Lieder“ von 1859 erkannt. Der alte Sepp hat aber sicher nicht daran gedacht.

Hs. H.

### Ein altertümlicher Kultgebrauch in der frühern Gnadenkapelle in Einsiedeln.

„Es werden bey Euch wenig Personen mehr leben, welche vor 1798 in Einsiedeln gewesen sind und die ehemalige, aber von den Franzosen am 8ten Februar 1799 zerstörte Kapelle dort gesehen haben. Habt Ihr solche Leute gekannt und von Einsiedeln reden gehört, so werden sie Euch, wie mir gesagt haben: 'Ob dem Eingange in die Kapelle war der Schluss-Stein bedeckt mit einer silbernen Platte und die Platte musste den Stein schützen und in Platte und Stein hinein steckte jeder Pilger seine Finger und betete etwas; für kleine Personen ist ein Schemel (Titschli) in der Nähe, damit sie auf demselben stehend die Hand hineinstecken können. Und dieses alles tut man deswegen, weil Jesus selbst, nachdem er diese hl. Kapelle eingeweiht hatte, anno 948 seine hl. Hand — wunderbarer Weise — zum Andenken an seine wirkliche Gegenwart und Anwesenheit hier in diesen Schlussstein hineinsteckte'. So erzählten uns die Alten und die fromme Sage rettete hier, was die Geschichte und Geschichtsforscher vergessen oder ignoriert haben“.

Dies schrieb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Mann, der wenn er heute noch lebte, einer der eifrigsten Förderer unserer Zeitschrift wäre: Josef Jgnaz Imfeld, geb. 1809, vom 9. Okt. 1841 bis zu seinem Tode (den 30. Jan. 1874) Kaplan in Bürglen bei Lungern. Imfeld ist einer der eifrigsten Mitarbeiter an Lütolds 1862 erschienenen „Sagen aus den V. Orten“ gewesen, hat aber seinen Sammlungseifer, der sich auf das ganze Gebiet der Volkskunde erstreckte, bis zu seinem Tode betätigt. Leider ist sein Nachlass verschollen; zufällig gelang es mir vor kurzem einige zerstreute Heftchen seiner Aufzeichnungen zu erwerben, denen obiges interessante Detail entnommen ist. Der Verfasser selber weist dabei auf Fäsi's Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft II, 290 hin, wo die mündliche Tradition ihre Bestätigung finde. Fäsi schreibt: „Ob dem Eingang in die Kapell steht mit goldenen Buchstaben: Hic est plena Remissio omnium peccatorum a culpa et a poena. Unter der Aufschrift ist ein silbernes Blech, in welchem sich 5 Löcher befinden. Jeder Pilger stösst, ehe er sich in die Kapelle hineindrängt, die Finger in dieselben; wenn es die Zeit erlaubt, bettet jeder 5 Pater noster. Auf dieser Platte stehen die Worte: A Jehova est, estque mirabilis in oculis nostris. Psalm CXVIII“.

Imfeld hat sich sehr gewundert „dass ein gelehrter Gall Morel, ein schreibseliger Carl Brandes und selbst ein lieber Pater Joseph Tschudi (in seiner Einsiedlerischen Chronik 1823) dieses zu berichten vergassen“; aber billiger noch darf es auffallen, dass die breit angelegte Wallfahrtsgeschichte u. l. Fr. von Einsiedeln von P. Odilo Ringholz (Freib. im B. 1896) diesen altertümlichen Kultgebrauch mit keinem Worte erwähnt.